

wird fast durchwegs in ein verschiedenartig um denselben geschlungenes großes „türkisches“ (auf rothem oder schwarzbraunem Grunde buntes) Tuch gehüllt. Nach der Art, wie die Kopftücher verbunden sind, erkennt man leicht, aus welchem Orte die Trägerin desselben stammt. Um Gaya und Göding tragen die Frauen an Werttagen, um Lundenburg aber immer ein kleines leichtes Tuch unters Kinn gebunden. Nur bei großen Festlichkeiten sieht man z. B. in Landshut noch die alterthümlichen „rožky“ = (Hörnchen), die ein wenig an Bischofsmützen erinnern, bei den Mädchen, und ähnliche, aber mit einem langen, gestickten Kopfschleier (šatka) umwundene steife Hauben (čepec) bei den Bräuten oder Verheirateten. Diese Kopfschleier, die noch anfangs unseres Jahrhunderts durch die ganze Slovakei üblich, in der Verzierung aber überall verschieden waren, sieht man nur noch in der Umgebung von Belfá. Bei verheirateten Frauen kommt fast durchwegs unter das Kopftuch eine wieder verschiedenartige Haube. Um Gaya haben diese Hauben einen sehr alterthümlichen Schnitt.

Die Beschuhung der slovakischen Frauen besteht durchwegs aus verschiedenartigen, oft sehr zierlichen hohen Stiefeln. Schuhe werden nur in den Städten getragen.

Zu erwähnen wäre noch die besondere Ausschmückung der slovakischen Bräute. An manchen Orten, wie in Landshut, Dubňan u. s. w. besteht sie auch aus speciell bei der Hochzeit gebrauchten Röcken; das Auffallendste bei ihr ist aber fast immer die eigenthümliche und zugleich alterthümliche Bekrönung (pentleni) des Kopfes, und zwar nicht nur der Braut, sondern auch der Kranzjungfern. Diese Bekrönung besteht aus gemachten Blumen, Spiegelchen, Goldfaltern und macht einen seltsamen, zugleich malerischen Eindruck. Zum completen Brautschmuck gehört natürlich auch ein reich gesticktes leinenes, circa 250 Centimeter langes und 70 Centimeter breites Brauttuch, plachta úvodní oder auch úvodnica, Einsegnungstuch, genannt, weil es auch bei der Taufe und Einsegnung benützt wird. Gestickte Bettvorhänge kommen nur noch hier und dort vor, die schönsten bei Landshut und Göding, doch sind sie fast nirgends mehr im Gebrauche.

Ortsanlagen, Wohnungen, Sagen und Märchen der Slaven.

Die Ortsanlagen und Wohnungen. Die früher erwähnten zahlreichen ethnographischen Verschiedenheiten der slavischen Bewohner Mährens äußern sich nicht nur in Dialect und Tracht, nicht nur in Gemüths- und Lebensart, sondern auch in Ortsanlagen und Wohnungen.

So steht der Hannake in Betreff seiner Wohnweise in unverkennbarem Gegensatze zu seinen stammverwandten Nachbarn ringsum. Er wohnt seit Menschengedenken in großen, verhältnißmäßig behaglich eingerichteten Häusern; kaum eine Tagreise von dem Südrande

der Hanna aber, an der mährisch-ungarischen Grenze trifft der Wanderer durchwegs nur armselige Hütten aus Holz und Lehm an, deren Bewohner den Schornstein noch heute als Luxus betrachten und in deren Stube man oft nicht anders als durch den Viehstall gelangt! Den Übergang zwischen diesen beiden Wohnweisen bildet das Wohnhaus des Slovaken im Niederlande (an den Ufern der March). Ein ganz anderes Aussehen trägt wieder das Holzhaus des Walachen und des westlichen Gebirgsbewohners.

Nicht minder auffallend ist der Gegensatz zwischen dem mährischen Mittellande und den gebirgigen Grenzstreifen Mährens in Bezug auf die Ortsanlage: in der Marchebene der einheitliche, geschlossene Dorfplatz, — im Gebirge ringsherum das zwanglose System des haufenförmigen Dorfes oder gar der Einzelhöfe.

So hat die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit nebst anderen Natureinflüssen zugleich mit historischen und socialen Factoren zur Ausprägung des mährischen Volkscharakters in den verschiedenen Landestheilen Mährens in jeder Beziehung und namentlich auch in Betreff der Ortsanlage und Bauweise entscheidend mitgewirkt.

Unsere Betrachtungen der Ortsanlage und des Hausbaues wollen wir von dem Herzen des Landes, von der Hanna aus beginnen. Die aus der Fruchtbarkeit des Bodens entspringende Wohlhabenheit des Hannaken hat ihn schon in lange vergangenen Zeiten zum „Aristokraten“ unter den mährischen Volksstämmen erhoben; überdies haben in den letzten Decennien der rege Contact mit den vielen volkreichen Städten der Hanna und die hier auf fruchtbaren Boden fallenden Fortschritte der modernen Cultur zugleich den Sondernotypus des Hannaken in mancher Hinsicht beinahe gänzlich verwischt, während die nachbarlichen, den gebirgigen, daher auch minder fruchtbaren und von der Welt mehr abgeschlossenen Theil des Landes bewohnenden Stämme ihren Charakter noch ziemlich unverfehrt erhalten haben.

Wer die Hanna vor drei oder vier Jahrzehnten, seitdem aber nicht gesehen hat, der wird sich in ihr heute kaum mehr zurechtfinden. Die alte Ortsanlage ist allerdings dieselbe geblieben; trotz des fortschrittlichen Geistes der Hannaken hat die Gassenregulirung in die hannakischen Dörfer noch nicht Eingang gefunden. Die althannakischen Dörfer sind stets an der Krümmung eines Baches gelegen, an dessen Ufern sich der für die hannakische Landschaft unerläßliche Weidenbaum in langen Reihen hinzieht; daher auch sein Spottname „hannakische Palme“.

Das Bild, welches ein althannakisches Dorf bietet, wird charakterisirt durch die hohen, mächtigen Strohdächer der Schafkammern der Hanna, nämlich der Scheunen, welche wie ein Wahrzeichen der ackerbautreibenden Bevölkerung die Dächer der Wohnhäuser hoch überragen. Der mäßig hohe Kirchturm und einzelne schlanke, hoch in die Lüfte ragende Pappeln verleihen dem sonst ziemlich monotonen Bilde eine gewisse Lebhaftigkeit.

Ihrer Anlage nach sind die althannakischen Dörfer insgesamt sogenannte slavische Runddörfer. Die Wohnhäuser, von einander nur durch Hofeinfahrten getrennt, umstehen mit ihren Längsfronten einen rundlichen oder unregelmäßig dreieckigen Dorfplatz, der vor Zeiten zumeist nur von einer einzigen Seite aus zugänglich war; selbst heute noch muß man bei vielen dieser Dörfer, wenn man sich ihnen nicht gerade von der Einfahrtseite nähert, eine weite Strecke rings um die nur von Scheunen unterbrochenen Gartenmauern oder Zäune wandern, bevor man den Zugang zum Dorfplatze erreicht. Chemals



Althannakisches Bauernhaus mit Thürvorsprung (zadr) aus Loučan.

war selbst dieser einzige Zugang zum Dorfplatze mit einem Thore verschließbar, wie dies aus der noch heute in den meisten Ortshchaften der Hanna erhaltenen Benennung der zuliiegenden Dorftheile (brána = das Thor, zábrani = hinter dem Thor u. s. w.) ersichtlich ist. Die ganze althannakische Dorfanlage war offenbar von der Absicht geleitet, das Dorf zu einem festen Platze zu gestalten. Wenngleich die Befestigungsmittel primitiv waren, so haben sie sich doch noch in späthistorischen Zeiten hier und da bewährt, wie das Dorf Groß-Seniß beweist, welches im dreißigjährigen Kriege den plündernden und brandschatzenden Schweden erfolgreichen Widerstand geleistet hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Art der Dorfanlage jener grauen Vorzeit entstammt, wo das mährische Volk noch in der altslavischen Familienverfassung der Hauscommunion lebte. Sobald eine solche Familie (im weiteren Sinne des Wortes) einen Platz zur Ansiedelung gewählt hatte, wurde der Plan des anzulegenden Dorfes beschlossen; denn bei der einheitlichen geschlossenen Anlage der Runddörfer kann der Dorfplatz eben nicht anders als mit einem Male, auf Grundlage eines einheitlichen, vorher beschlossenen Planes ausgebaut worden sein. Hiermit stimmen auch andere historische Zeugnisse für die Alterthümlichkeit der Runddörfer überein, insbesondere die Namen derselben, die nachgewiesenermaßen zu den ältesten im Lande gehören, vor Allem die zahlreichen patronymischen Ortsnamen (auf *ice*, *ovice*, wie *Těšetice*, *Drahanovice*, das heißt: der Stamm, die Nachkommen des *Těšeta*, *Drahan*), deren Entstehungszeit mit der Blüte der altslavischen Familienverfassung zusammenfällt. Thatsächlich gehören auch die meisten in den ältesten Urkunden erwähnten Ortsnamen Mährens Runddörfern an.

Auf einer erhöhten Stelle inmitten des Dorfplatzes steht die ehemals stets vom Kirchhofe umgebene Kirche oder wenigstens eine Kapelle. Sonst aber ist der hannaifische Dorfplatz ziemlich leer: ältere, größere Bäume gehören daselbst zu den Seltenheiten, erst in neuerer Zeit werden Obstbäume vor den Häuserfronten gepflanzt. Die vor Zeiten unerläßlichen, unschönen Pfützen sind gegenwärtig von den hannaifischen Dorfplätzen zumeist schon verschwunden.

Eine ganz verschiedene Ortsanlage weisen jene Dörfer der Hanna auf, welche erwiesenermaßen eine Gründung der ersten Jahrhunderte unseres Jahrtausends sind. Diese bilden nicht mehr einen geschlossenen, breiten Dorfplatz, sondern eine gerade Gasse, ebenso wie die in späteren Zeiten zu dem ursprünglichen Kern der Runddörfer — dem geschlossenen Dorfplatze — zugewachsenen Dorftheile. Bei den neuesten Ortsgründungen schließlich, namentlich des josephinischen Zeitalters (in den Achtziger-Jahren des verflossenen Jahrhunderts wurden in Mähren weit über einhundert Dörfer angelegt) ist die Form einer einzigen Häuserzeile in Aufnahme gekommen.

Abgesehen von der bis in die Gegenwart erhaltenen alten Ortsanlage zeigt sich aber die althannaifische Bauweise nur noch in einzelnen ziemlich seltenen Hausveteranen, bei denen übrigens die alterthümlichen Theile mit neumodischen Renovirungen bunt durcheinandergeworfen sind.

Groß und schwerfällig, aber behäbig und solid gebaut war ehemals das hannaifische Bauernhaus, ein Ebenbild des Hannaken selbst, seiner breiten, knöchigen Gestalt, seines etwas plumphen Auftretens, seines phlegmatischen Naturells, sowie seines breiten Dialects. Als Baumaterial für den eigentlichen Wohntract — die Stube — diente Holz, welches jedoch mit Mörtel verputzt und weiß übertüncht wurde, so daß das hölzerne Haus der

Hanna das Aussehen eines gemauerten hatte. Abgesehen von dem eigentlichen Wohntracte, bestanden die Mauern des althannakischen Bauernhauses aus mit Stroh untermischtem Lehm, dessen einzelne Lagen zwischen zwei aufrecht gelegten Brettern so lange gestampft wurden, bis sie hart geworden sind; später baute man die Mauern aus übereinandergelegten Lehmklumpen (váľky), die schließlich durch ungebrannte Lehmziegelu ersetzt wurden. Die Häuserfacaden wurden ehemals nur weiß, deren Sockel (obrovńavka) grau oder blau angestrichen; in der oberen Hanna hatten die alten Häuser oft eine farbige (in der Regel gelbe) Umrandung. Eigenthümlich sind hier auch die plastischen, oberhalb der Fenster und Thüren angebrachten Mörtelornamente, die in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts aufkamen und von denen leider in unseren Tagen wieder von Jahr zu Jahr eine Anzahl verschwindet. Diese Hausornamentik verráth zwar das Vorbild der Barocke, ist jedoch in einer eigenthümlichen Weise entwickelt.

Das eigentliche Wohnhaus bestand aus zwei Theilen, die auch äußerlich zu unterscheiden waren, nämlich einerseits aus der höher gelegenen Stube, an welche in der Regel ein kleines Zimmer anstößt; dieser Theil des Wohnhauses ist nur ebenerdig — eine Art Hochparterre; der andere Theil, welcher den Flur sammt Kammern umfaßt, ist dagegen tiefer gelegen und mit niedrigerer Decke, dafür aber mit einem Obergeschoß versehen, so daß seine Mauern jene des eigentlichen Wohntractes überragen; infolge dessen ist auch das ehemals durchwegs strohgedeckte Dach zweitheilig, indem sich der First oberhalb der Übergangsstelle vom Flur zur Stube plötzlich in schiefer Lage um etwa 0·5 Meter senkt.

In der oberen Hanna — von Littau im Norden bis Tobitschau im Süden — hatte ehemals ein jeder Bauerngrund vor seiner Hausthür einen großen quadratischen, massiv gebauten Vorsprung (zadr), etwa vier bis fünf Meter im Gevierte, der sich auf den Dorfplatz mit einem breiten, durch Holzbrüstungen jedoch bis auf einen engen Durchlaß versperrten Bogen öffnete. Die zahlreichen Hausvorsprünge verliehen dem sonst ziemlich öden hannakischen Dorfplatze eine Lebhaftigkeit, die man heute mit Bedauern vermißt. Sie waren es, welche den Charakter der hannakischen Dorfarchitektur vor allem anderen ausmachten. Nachdem sie ohne irgend einen Ersatz verschwunden sind, hat auch das hannakische Bauernhaus seinen Sondertypus eingebüßt. Im südlichen Theile der Hanna — bei Kremšier und Holeschau — waren jedoch diese Hausvorsprünge entweder gar nicht üblich oder sie haben sich, gerade so wie in der angrenzenden mährischen Slowakei, nur in der Form von kleinen kapellenartigen, mit einem fliegenden Dach überdeckten Nischen erhalten.

Es war ein angenehmes Plätzchen, dieser Hausvorsprung, besonders im Hochsommer, indem die dicken Mauern den Sonnenstrahlen erfolgreich Troß bieten konnten, so daß darin auch bei der größten Sommerhitze eine angenehme Kühle herrschte. So diente diese

Laube in der heißen Jahreszeit als ländlicher Salon, wenn die Nachbarn zu Besuch kamen, denn gemauerte, längs der inneren Wände sich hinziehende Sitzbänke luden hier zum Ausruhen ein; bei Regenwetter wieder bot die halboffene Halle einen geschützten Kinder-
spielplatz.

Im Hintergrunde der Laube führte die ehemals einflügelige und erst seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts in der Regel zweitheilige Hausthür — gewöhnlich über eine oder zwei Stufen — in den geräumigen Hausflur. Manche alte Hausthür gibt noch heute durch ihre etwas barockisirende, aber trotzdem eigenthümlich hannakische Verzierung ein beredtes Zeugniß von der Geschicklichkeit und dem natürlichen Kunstsinne der ländlichen Tischler und Zimmerleute der Hanna. Wir finden darin die Ornamentik der hannakischen Stickerereien mittels einer eigenartigen Technik in Holz geschnitzt wieder.

Links oder rechts von der Laube blinken uns in der Regel drei sauber geputzte mittelgroße Fenster entgegen, voll von wohlgepflegten Blumen; besonders beliebt ist heute bei den Hannaken die Muskatnuß, der Rosmarin, die Fuchsie. Die Fenster sind der eigentliche Blumengarten der Hannaken, denn nur ausnahmsweise findet man vor dem Hause neben der Laube ein kleines, mit Planken unschön umzäuntes Gärtchen, das jedoch vorwiegend als Gemüsegarten dient. Der große Garten hinter dem Hofe aber wird ausschließlich als Obstgarten verwendet.

Auf der andern Seite vom Hausvorsprung sind ebenerdig, sowie im Obergeschoß ein paar ganz kleine vergitterte Fensterchen, die den Kammern sehr spärliches Licht spenden. Den Hausvorsprung schützte ein Querdach, das entweder mit einem Strohwalme oder mit einem Holzgiebel endigt, auf den — wie bei Holzhäusern überhaupt — besondere Sorgfalt verwendet wurde. Die ganze Anordnung dieses Giebels ist dieselbe wie bei den Holzbauten der gebirgigen Theile des Landes, namentlich der mährischen Walachei.

Von dem geräumigen, beinahe quadratischen Hausflur (siň), welcher die volle Breite der Laube und die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und sich an dem der Hausthür entgegengesetzten Ende entweder direct auf den Hof oder durch ein kleineres Vorhaus (podsínka, bei Olmütz přésanek) öffnet, führt seitwärts (links oder rechts) eine Thür in die zweifenstrige Stube (izba). Hier stand neben der Thür der grün oder schwarz glacirte Kachelofen, der von der Küche und in noch älteren Zeiten vom Flur aus geheizt wurde. An denselben lehnte sich in der Ecke an der Hofmauer der große, ebenfalls von außen heizbare Backofen (pec) an, das ursprüngliche Familienschlafzimmer. Um den Ofen und Backofen liefen an den freien Seiten Bänke herum, von der Decke hingen hier wagrechte Stangen (bidla) herab zum Trocknen von Kleidern und dergleichen. An der Wand zwischen dem Ofen und der Thür hängt der nie fehlende Weihwasserkeffel mit dem darüber gehängten Rosenkranz.

In der zweiten Ecke, gegenüber den zwei Fenstern der Stube steht das Paradebett mit hoch aufgeschichteten Kopfkissen — dem Stolz der hannakischen Hausfrau. Ihm gegenüber in der dritten Ecke bei den Fenstern steht der viereckige massive, aus Eichenholz gezimmerte, oft mit eingelegten Ornamenten gezierte Tisch auf gekreuzten Füßen, in dessen Lade stets ein angechnittener Brodlaib sammt Messer den Gast erwartet. Hinter dem Tische längs der beiden Wände stehen lange Bänke mit geschnitzen Füßen und Lehnen, gewöhnlich blau angestrichen. Die Ecke oberhalb des Tisches füllte ein dreieckiger Kasten zur Aufbewahrung von Geld und Papieren von Werth aus; über demselben hängt das Crucifix und zu beiden Seiten auf einer Leiste je eine Reihe Heiligenbilder — meist Buntdrucke auf Papier oder auch auf Glas gemalt oder schließlich aus buntpfarbigen Papierstücken und Goldfitter zusammengeklebt. Ober der Eingangsthür oder auch über der in das Nebenzimmer führenden Thür sind auf einem Brette (lišva) gemalte Teller und Krüge aufgestellt, beziehungsweise aufgehängt.

Das zweite, einfenstrige Zimmer ist gegenwärtig das Schlafzimmer des Hauswirthes und der Hausfrau. Außer den Bettstätten stand hier die mit Blumen buntbemalte Truhe, in welcher die Staatskleider und prachtvoll gestickte Wäsche aufbewahrt wurden. Die alten Hannaken kannten keine Schubladkästen und keine Chiffonniers; in der Truhe fand Alles friedlich nebeneinander Platz, in einer kleinen Nebenlade auch das von einem Familienmitgliede geschriebene und in eigenartigem hannakischem Stile gemalte Gebetbuch, das von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinde vererbt wurde. Wo kein eigenes Schlafzimmer war, dort wurde bei freudigen Familienereignissen das Bett der Wöchnerin mit gestickten Vorhängen verhängt, so daß dadurch in einer Ecke des Zimmers eine Art temporärer Alkoven geschaffen wurde.

Hinter der Wohnstube auf der Hofseite befindet sich die Küche — ein neuerer Zubau aus jener Zeit, wo der Flur aufgehört hatte, als Herdraum zu dienen. Der Herd (ohnisko) bestand aus einer gemauerten Bank, in deren Hinterwand zwei Öffnungen (čelesno) in den Ofen und Backofen führten. Ober dem Herde öffnete sich der Rauchfang. In einem Wandschrank (police) wurde das Tischgeräthe aufbewahrt, das vor Zeiten durchwegs aus Holz hübsch geschnit war.

Der Fußboden bestand ehemals im ganzen Hause aus gestampftem Estrich und die Holzdecke wurde von Tramen getragen.

Aus dem dunkeln, fensterlosen Flur, der nunmehr durch Verlegung des Herdes in die neu zugebaute Küche seine ehemalige Wichtigkeit eingebüßt hat und seither nur ein Durchgangsraum ist, führt auf der entgegengesetzten Seite von der Wohnstube eine Thür in die ebenfalls ziemlich dunkle Kammer, die zur Aufbewahrung von Kleidern, Vorräthen von Consumartikeln und dergleichen dient. Von hier aus führt eine steile Holzstiege in den

oberen Halbstock, wo sich neben der Kammer für Speisevorräthe auch der Getreideschüttboden (sépka) ober der Laube befindet. Eine Fallthür führt aus der unteren Kammer in den Keller; in manchen Dörfern sind jedoch die Keller, die als Erdäpfelgruben verwendet werden, insgesammt in einem Abhang hinter dem Dorfe im Lehm nebeneinander ausgehöhlt. Auf dem Dachboden (hůra), zu dem man durch ein Loch (sklopec), welches durch die Neigung des Daches zwischen den Kammern und der Stube entstand, mittelst einer Leiter gelangt, wird Stroh aufbewahrt.

Durch die Hofthür des Hausflurs gelangt man auf den gedeckten Gang (náspa) vor den Stallungen. Derselbe war ehemals gegen den Hof zu ganz offen, in der neuesten Zeit wird er zuweilen durch gemauerte massive Säulen in eine Art roh gebauter Arkaden verwandelt. Eine ganze Reihe von Thüren führt von diesem Gang aus in die Stallungen und sonstigen Wirthschaftsräume, welche stets unmittelbar an die Rückseite des Wohnhauses im rechten Winkel stoßen und den geräumigen länglichen Hof auf einer Längsseite begrenzen, während die gegenüberliegende Hofseite von der Rückwand der Stallungen des Nachbarn begrenzt wird. Zunächst dem Hause befindet sich die Häcksel- und Futterkammer für Pferde (překladník, in der südlichen Hanna řizňa) mit dem Nachtlager der Knechte, von dem Pferdestall nur durch den Trog getrennt. Daneben war ein kleinerer Pferdestall für den bis unlängst sehr oft eintretenden Fall der Militäreinquartierung. Darauf folgt der Kuhstall (chliv), schließlich eine Futterkammer und ein Schweinestall (chlivek), hinter welchem ein offener Schoppen (kulha) die Wirthschaftsräume im Hof gegen den Garten zu abschließt. Dasselbst stehen die Wirthschaftswagen und Feldgeräthe, an denen der Eisenbeschlag manchmal recht interessante Proben hannakischer Schmiedekunst bietet. Die Thüren zu den Wirthschaftsräumen bestehen während des Sommers in ihrer oberen Hälfte nur aus ein paar Holzlaten, um der frischen Luft freien Zugang zu gewähren, da diese Räume sonst fensterlos sind. Längs des gedeckten Ganges zieht sich der Düngerhaufen hin. Entweder vom Hofe aus oder durch eine Nebenthür an der Vorderfront des Wohnhauses gelangt man in die Wohnung der Ausgedingeleute, die aus einem kleinen Flur und einem zweifenstrigen Stübchen besteht.

Im Hintergrund des Hofes schließt sich an denselben der durch einen aus Weidenruthen geflochtenen Zaun vom Hofe getrennte Obstgarten an. Dort steht die große Scheune (stodola oder auch humno) mit einem hohen, mächtigen, mit Stroh gedeckten Walmdache. Ehemals waren nur die Ecken und starke Mittelpfeiler der Scheune aus Lehmklumpen oder ungebrannten Lehmziegeln gebaut, die Zwischenräume aber wurden durch starke Bretter verschalt; im südlichen Theile der Hanna sind die Scheuern auch heute noch zumeist ganz von Holz gebaut. Der innere Raum ist in drei Theile getheilt, wovon der mittlere, die Tenne (mlat, in der südlichen Hanna mlatevňa), an beiden Enden mit je



Slovakisches Haus mit bemaltem Thürvorprung aus Matatitz bei Ungarisch-Grabisch (Bursche aus der Umgebung von Lundenburg).

einem doppelflügligen Thore geschlossen wird; in die beiderseitigen, durch eine hohe, starke Holzbrüstung von der Tenne getrennten Räume (in der oberen Hanna stodoly, im Süden přistodůlky), sowie auf den geräumigen Dachboden (patro) oberhalb der Tenne werden die Getreidegarben abgeladen. Ein kleiner hölzerner Anbau (plevnik) dient als Aufbewahrungsort für die Spreu. Der Obstgarten war in der nördlichen Hanna einst durchgehends von Lehmmauern umgeben, die durch kleine Strohdächer vor Rässe geschützt wurden. In der südlichen Gegend findet man jedoch nur geflochtene Zäune.

So beschaffen waren die alten hannaftischen Bauernhäuser vor der großen socialen Umwälzung in der Mitte unseres Jahrhunderts durchwegs. Die Verheerungen der bei Strohdächern so oft vorkommenden und schwer zu dämpfenden Feuersbrünste, die neueren Bauordnungen, vor Allem aber die moderne, mit Riesenschritten von der Stadt aus auf das flache Land sich verbreitende Aufklärung, das Streben nach Ausnützung der Errungenschaften der Cultur zum Zwecke größerer Bequemlichkeit, sowie die Sucht des Landmanns, das Vorbild des Städters nachzuahmen, haben den ehemaligen Typus der hannaftischen Dörfer, sowie der Bauernhöfe so von Grund aus verwischt, daß das eben geschilderte Bild nur noch als seltene Ausnahme zu finden ist. Die Strohdächer sind zumeist durch Schiefer- oder Ziegeldächer ersetzt. In der Nähe der Städte trifft man in manchen wohlhabenden Dörfern geradezu ländliche Paläste an, Imitationen moderner städtischer Binshäuser; in den entlegeneren, minder wohlhabenden Dörfern überwiegen zumeist ganz stil- und formlose Häuser, bei denen sich die Unbeholfenheit des heutigen Maurers vom Lande mit dem praktischen nüchternen Sinn des hannaftischen Bauern paart.

Bei den Slovaken der Marchebene, von Kapajedl bis Landshut, also im sogenannten Niederlande (Dolná zem), haben die Dörfer gleichfalls die Form eines ovalen Platzes oder einer ungleich breiten Gasse. Nicht überall stehen hier jedoch die Häuser in zusammenhängenden Reihen; in manchen Dörfern stehen sie vielmehr abgesondert, wenn auch ziemlich nahe bei einander und in einer Linie. Der Gasse sind sie immer mit der Längsfront zugekehrt; hin und wieder trifft man hier Dörfer an, wo die Gassenlinie nicht durch die Häuser, sondern durch Hofzäune gebildet wird, so daß das Wohngebäude den vor demselben liegenden Hof im Hintergrund abschließt.

Die Häuser sind hier durchwegs ebenerdig; aus dem breiten, dunkeln Flur tritt man auf einer Seite in die Stube, auf der andern in die Kammer, und es läßt sich in jeder älteren Behausung ein ähnlicher Entwicklungsproceß verfolgen wie beim althannaftischen Bauernhause: auch hier war nämlich in den älteren Häusern die Küche ursprünglich kein selbständiger Raum, sondern entwickelte sich aus dem Flur, indem ein Theil desselben durch eine Zwischenmauer abgetrennt und in eine kleine Küche umgewandelt wurde, wo sich der Herd befindet, von dem aus die Heizung des Kachel- und Backofens geschieht.

Die Wirthschaftsgebäude stoßen wieder im rechten Winkel an die Rückseite des Wohntraktes an; nur wo sich der Hof vor dem Wohnhause befindet, stehen selbstverständlich auch die Wirthschaftsgebäude vor und nicht hinter dem Wohnhause gegen die Gasse zu. Die durchaus hölzerne Scheune bildet hier zumeist kein selbstständiges Gebäude, sondern befindet sich mit dem Wohngebäude unter demselben Dache. Die für die obere Hanna so charakteristischen schwerfälligen Hausvorsprünge oder Lauben vor den Hausthüren finden sich auch hier, im Niederlande der mährischen Slovakei, jedoch — so wie in der Kremsier-Holeschauer Gegend — in sehr verkleinertem Maßstabe und leichteren Formen, wieder vor. Sie heißen auch hier zúdro, aber auch zebračka, weil die Bettler darin stehend um Almosen bitten, oder einfach výstupek, das ist Vorsprung. Sowie bei Holzbauten der Giebel, so ist bei den slovakischen Häusern wieder diese Thürlaube Gegenstand besonderer Sorgfalt; denn diese Thürlauben sind stets bunt bemalt und insbesondere im südlichsten Theile des Landes mit symmetrisch vertheilten Blumenornamenten geradezu vollständig bedeckt. Bis vor kurzem wurden diese Wandmalereien durchwegs mit freier Hand von den weiblichen Bewohnern des Hauses ausgeführt; heute geschieht es jedoch schon zumeist mit Hilfe von Patronen, die sich die Mädchen selbst aus Papier schneiden. Auch um die Fenster herum sind die Häuser mit verschiedenartig componirten Mustern auf weißem Grunde bunt bemalt, was ihnen und somit dem ganzen Dorfplaz ein ungemein freundliches, zierliches Aussehen verleiht. Stuccoverzierungen, wie in der Hanna, finden sich hier an den Häusern nicht vor.

Am Ende des Dorfes sieht man wieder ganze Gruppen von Kellern, in Abhängen ausgehöhlt und mit einem als Kammer dienenden Obergeschoß über dem eigentlichen Keller versehen. In Weingegenden aber stehen hinter dem Dorfe lange Reihen von Weinkellern (búdy), die über dem Kellerraume noch ein Locale für die Weinpresse besitzen.

In dem südlichsten Zipfel des Landes, in der Landshtuter Gegend, welche Podluži genannt wird (das ist das hinter dem Sumpfe gelegene Land, denn die südliche Marchebene war vor Zeiten und ist theilweise noch heute sehr sumpfig), wohnt ein Zweig des slovakischen Volksstammes (Podlužáci), welcher sich, offenbar infolge des Einflusses der nachbarlichen kroatischen Colonien, in seiner Tracht und auch sonst von den übrigen Slovaken mehrfach unterscheidet. Die Dörfer bilden hier eine breite Gasse von eng aneinander geschlossenen Häusern, vor denen durchwegs kleine, mit Holzlatten und Hecken umzäunte Weingärtchen angelegt sind; zwischen je zwei Gärten führt ein mit einer Pforte versperrtes Gäßchen zum Hause. Durch den hier besonders sorgfältig gemalten Thürvorsprung und durch den Flur gelangt man rechts in die Stube, hinter welcher sich gegen den Hof eine kleine Stube (izbétka) befindet. In der vorderen Stube ist die der Thür gegenüberstehende fensterlose Wand mit mehreren Reihen von Bildern ganz verhängt und von dem ober dem Tische sich

hinziehenden Balken der Decke hängt eine Reihe kleiner Thonteller herab. Das Hauptstück der Zimmereinrichtung ist das Bett (pohrádka), dessen Holztheile durchwegs mit Blumen bunt bemalt sind, ebenso wie die Truhen. Unter dem Tischtuch liegt in einer Ecke des Tisches jederzeit ein Laib Brot, von dem jedem Gaste angeboten wird.

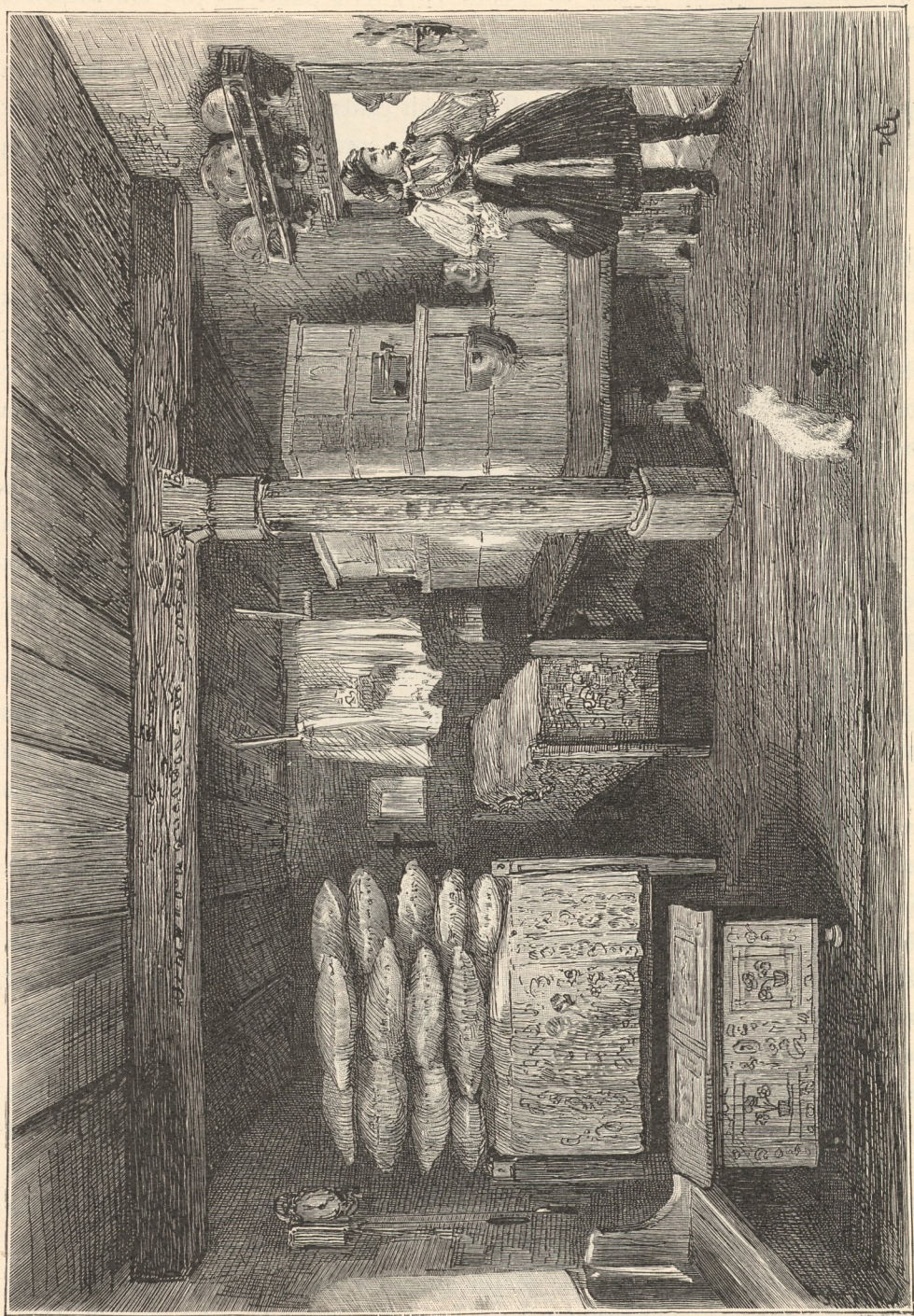
Die Scheunen sind hier in manchen Dörfern haufenweise hinter dem Dorfe gruppiert. Durch ihre Bauart unterscheiden sie sich von den hannakischen und sonstigen mährischen Scheuern dadurch, daß auf ihren sehr niedrigen Seitenwänden ein ungemein hohes Dach ruht, dessen Traufe beinahe den Boden berührt. Überdies ist hier die Tenne von den Seitenräumen der Scheune durch keinerlei Brüstung getrennt.

Von diesem Haustypus der Marchebene, dessen Hauptrepräsentanten das hannakische und das slovakische Bauernhaus des Niederlandes sind, weicht das Holzhaus der Gebirgsgegenden im Osten und Westen des Landes wesentlich ab. Sein ausgeprägtester Typus ist das mährisch-walachische Holzhaus.

Die Gegend unter dem mächtigen Gebirgsknoten des Radhošt, gegen Süden bis an die ethnographische Grenze der Slovaken hinter Biřovitz und Klobouk, gegen Westen bis zum Hofsteinberge, wurde erst in den jüngsten Jahrhunderten besiedelt. Die dortigen Thäler und Berge mit ihren ausgedehnten uralten Wäldern, die jenes Ländchen noch im vorigen Jahrhundert bedeckten, wurden lange Zeit hindurch nur von Schafhirten besucht, die sich dort ihre höchst primitiven Holzhütten (salaše) bauten. Heute ist der ehemalige Waldreichtum der Gegend beinahe erschöpft; trotzdem werden dort auch heute noch neue Häuser von Holz gebaut.

Die Bodenbeschaffenheit gestattete in den engen bewaldeten Gebirgsthälern keine einheitliche Ortsanlage. Überdies entstanden viele der dortigen Dörfer aus einzeln zu verschiedenen Zeiten verstreut erbauten Häusern. Infolge dessen muß man das walachische Dorf, dessen Kern oft nur von der Kirche, Pfarre, Schule und dem Wirthshause nebst einigen wenigen regellos angelegten Häusern gebildet wird, in den umliegenden Thälern, auf den Abhängen und Anhöhen suchen. So nimmt das um das Jahr 1710 entstandene Karlovitz eine Fläche von zwei Quadratmeilen ein und sind seine Häuser in nicht weniger als elf Thälern zerstreut. Hier herrscht die sogenannte Pasekenwirthschaft — ein Name, der an die Entstehung der Ansiedlung durch Ausroden von Waldstücken erinnert. Die einzelnen Paseken stehen inmitten des gesammten zu einer Wirthschaft gehörigen Grund und Bodens.

Das mährisch-walachische Holzhaus im Herzen der mährischen Walachei — nämlich im politischen Bezirk Walachisch-Meseritsch — ist ein durchwegs aus Holz bestehender Blockbau mit steilem Schindeldach. Im Biřovitzer Bezirke hingegen, an der ethnographischen Grenze der Slovakei, findet man ganze Dörfer mit Strohdächern, was jedenfalls die ältere



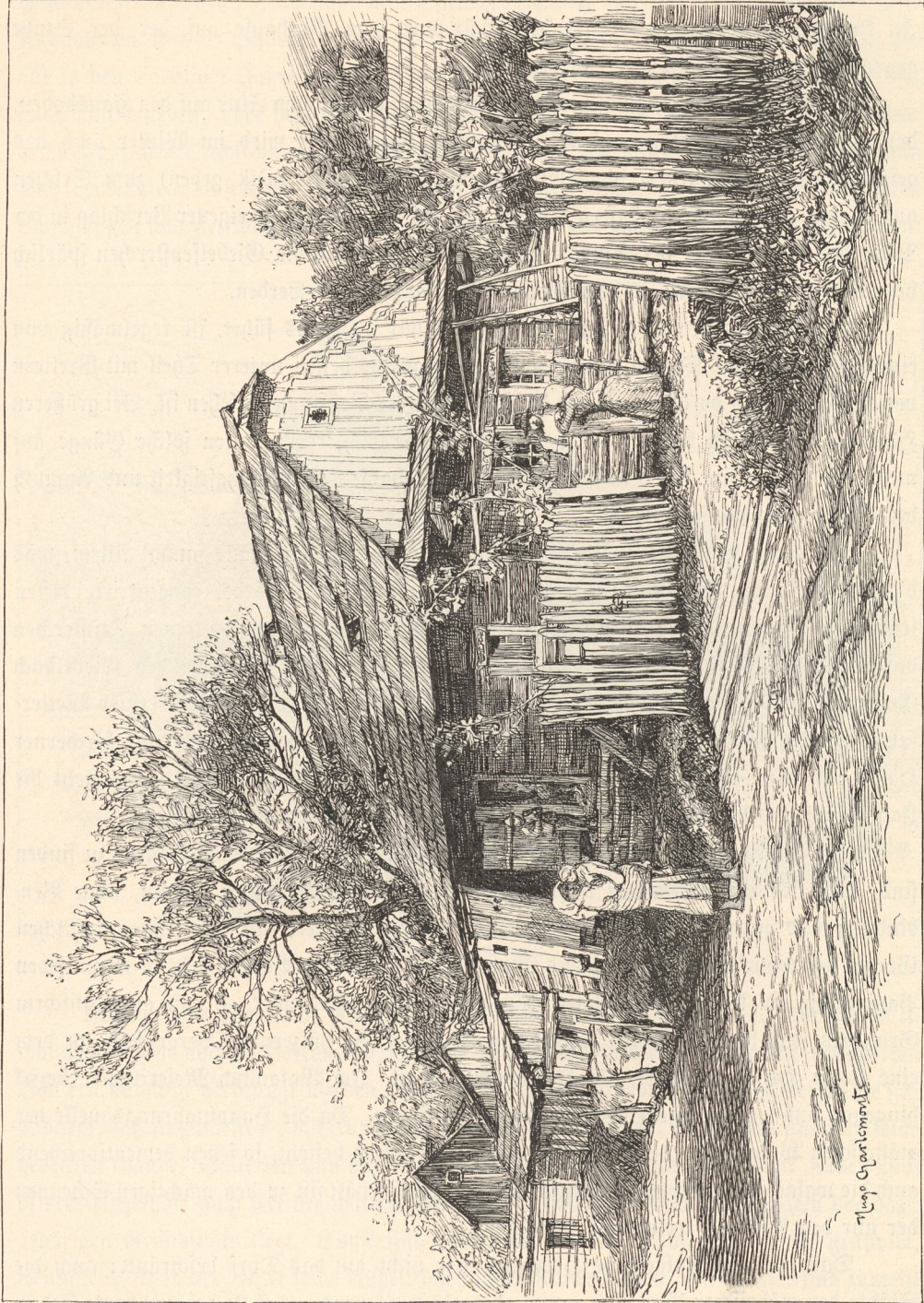
Stonatische Wohnstube.

Bedachungsart ist, wie ja auch die Gegend bei Wisowiz früher als jene von Meseritsch und Wsetin besiedelt wurde.

Die Innenwände der Holzhäuser sind weiß übertüncht, von außen sind die Fugen zwischen den Balken mit Moos verstopft und mit Latten verkleidet und nur die Fenster sind von einem Rahmen aus Kalkanstrich umgeben, was nicht gerade der Verschönerung dient, vielmehr nur den Zweck verfolgt, das Haus vor bösem Zauber zu schützen.

Außer dem Stück der Wand, an das sich der Herd anlehnt und welches der Feuerficherheit wegen gemauert ist, kommen beim Bau einer walachischen Hütte nur vier größere platte Steine zur Anwendung, die unter die vier Ecken des Hauses gelegt werden, weshalb sie auch podühelniky heißen. Auf dieselben legt man je ein Zehn- oder Vierkreuzerstück, damit sich das Geld beim Hause halte. In größeren Wirthschaften ist zwar die Trennung der menschlichen Wohnung von den Viehställen vollständig durchgeführt, so daß die letzteren ein selbständiges Gebäude bilden. Bei der großen Armuth dieser Berg- und Waldbewohner war jedoch die Trennung nicht überall durchführbar, und so kommt es oft vor, daß den Gast gleich bei seinem Eintritt in eine walachische Hütte ein freundliches Gebrüll der Kuh oder ein Blöken der Schafe begrüßt. In solchen kleinen Behausungen ist der Stall lediglich durch eine Holzwand von der Stube oder vom Flur getrennt und dasselbe Dach schützt den Menschen wie die Thiere.

Bei allen walachischen Häusern — selbst die stattlichen Erbrichtereien nicht ausgenommen — ist die Hausthür immer auffallend niedrig und wird der Eintritt überdies durch den sehr hohen Schwellbalken beeinträchtigt. Vom dunkeln und kleinen Flur aus betritt man seitwärts die Stube, die immer die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und nach drei Seiten hin winzig kleine Fenster besitzt. Die eine Ecke nimmt hier wieder der massive Tisch ein, der zumeist aus Lindenh Holz gezimmert ist und Jahrhunderte überdauert. Holzbänke mit geschnitzten Lehnen und ein eben solcher Sessel — ein einziger in jeder Behausung — nebst einer gemauerten, um den großen weißgetünchten Backofen laufenden Bank dienen zum Sitzen. Ober dem eigentlichen Herd — einer breiten gemauerten Bank vor der Öffnung des Ofens — gähnt trichterförmig der hölzerne Rauchmantel (sopúch), der den Rauch in den Dachraum abführt, von wo aus der Rauch sich den Weg oft heute noch durch die Fensterchen im Giebel und durch alle Lücken und Löcher des Daches selbst suchen muß; nur neuere Häuser besitzen einen Schornstein. Unter der Ofenbank theilen die Hühner und sonstiges Geflügel in Körben und ähnlichen Behältern die Wohnung mit dem Hausherrn. Von der niedrigen Balkendecke (poval, flo) hängt ein ganzes System wagrechter Stangen zum Aufhängen von Kleidern und dergleichen herab. Gestampfter Lehm Boden vertritt im ganzen Hause die Dielen. Größere Haushaltungen besitzen eine Kammer, wo der Mehlkasten und das Krautfaß steht, nebst einem Verschlag



Lage Charente

Waldfisches Wohnhaus : Holzbaute aus Charente.

für Kartoffeln. Hier oder im Flur steht eine Handmühle zum Mahlen des Getreides. In kleineren Wirthschaften führt die Thür aus dem Vorhause auf der der Stube gegenüberliegenden Seite direct in den Stall.

Mittels einer steilen massiven Holzstiege gelangt man vom Flur auf den Hausboden, der zugleich als Vorraths- und Kleiderkammer dient. Hier wird im Winter auch das geschlachtete Schwein (dem die Walachen den Rosenamen mašik geben) zum Selchen aufgehängt. In manchen Häusern befindet sich auf dem Boden ein eigener Verschlag in der Mitte des Giebels ober der Stube: ein winziges, nur durch die Giebelfensterchen spärlich beleuchtetes Dachstübchen, in dem Kleidertruhen aufbewahrt werden.

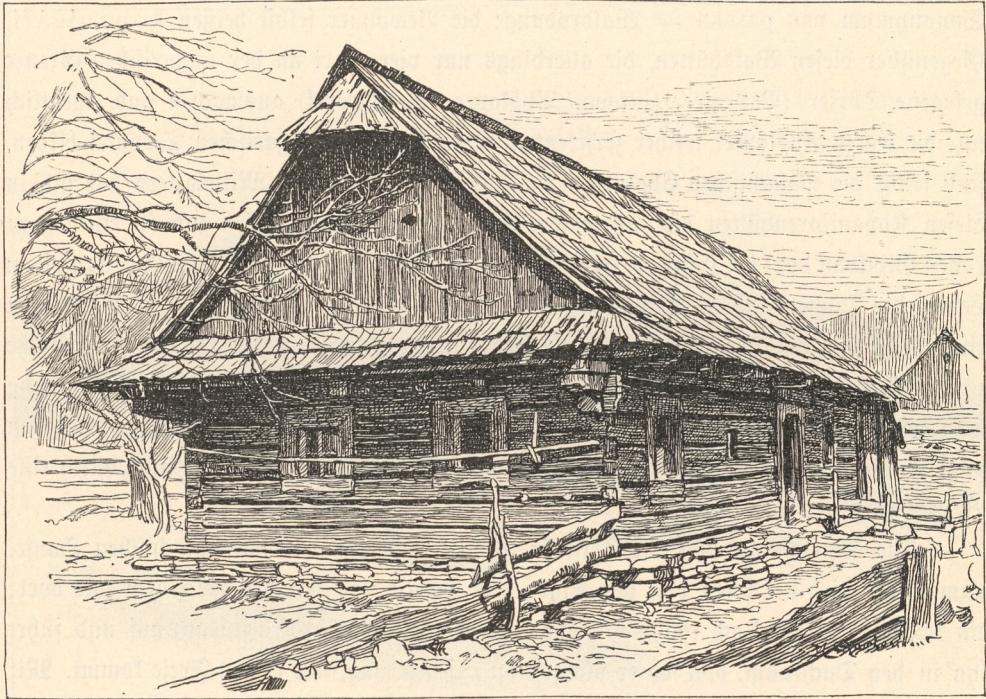
Jene Hausseite, von der aus die einzige Thür ins Haus führt, ist regelmäßig von einem gedeckten, auf Säulen ruhenden Gang umgeben, dessen unterer Theil mit Brettern verschalt, hier und da aber auch mit hübsch geschnitzter Brüstung versehen ist. Bei größeren Häusern, namentlich bei den meist einstöckigen Erbrichtereien laufen solche Gänge auf mehreren Seiten um das Haus herum, wodurch dasselbe an Lebhaftigkeit und Anmuth der Linien nicht wenig gewinnt.

Die ganze Kunst des walachischen Bauern, der sich sein Haus sammt Allem, was d'rauf und d'ran ist, selbst baut und zimmert, ist auf den Giebel concentrirt, dessen senkrechte Bretter (svisle) von kleinen, verschiedenförmig ausgeschnittenen Fensterchen durchbrochen, unten mit einer Traufe, oben entweder mit einem runden Giebeldach (kozlub) versehen oder mit einem Halbwalme abgestumpft sind. Die Stelle einer Wetterfahne auf dem Dachfirst nimmt ein thönernes Miniaturthürmchen oder aber ein blecherner Hahn ein. Auf dem unteren, vor Regen geschützten Brette des Giebeldaches steht die Jahreszahl und der Name des Erbauers, zuweilen auch ein frommer Spruch.

Die Wirthschaftsgebäude, die allerdings nur bei wohlhabenderen Bauern zu finden sind, umstellen entweder einen rechteckigen Hof oder aber sie stehen einzeln, ohne Verbindung und zwanglos im Gehöfte herum. In den Dörfern an der ethnographischen Grenze der mährischen Walachei und Slovakei (im Bisovitzer Bezirk) steht in einem jeden Bauernhofe ein kleines, fensterloses Häuschen — die „Kammer“ — mit quadratischem Grundriß, das im gemauerten Souterrain als Keller, im hölzernen Obergeschoß, zu dem eine kleine Holzstiege führt, als Obstkammer dient. Im Walachisch-Meseritscher Bezirk hingegen sind wieder eigene Obstdörrhäuser zu finden. Da die Hauptnahrungsquelle der mährischen Walachen in der Viehzucht und dem Obstbau besteht, so sehen dementsprechend auch die walachischen Scheunen winzig klein aus im Verhältniß zu den mächtigen Scheunen der nur den Ackerbau treibenden Hamaken.

Das mährisch-walachische Holzhaus war nicht auf das Dorf beschränkt: auch die Städte der mährischen Walachei waren ehemals durchwegs aus Holz gebaut; heute sind in

Walachisch-Meseritsch, Frankstadt und Vsetin Holzhäuser allerdings schon äußerst seltene Ausnahmen, und in Bisovitz besteht nur noch eine Vorstadtgasse aus Holzhäusern, die alle in den Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts nach einem großen Brande neu aufgebaut wurden, aber der freundliche Molketurort Rožnau am Radhošt ist der alten architektonischen Tradition noch ziemlich treu geblieben. Am Rožnauer Ringplatz sieht man noch heute viele einstöckige Häuser, die mit ihrer anmuthigen Holzarchitektur, mit ihren Laubgängen und zierlichen Hausgiebeln dem Städtchen zur nicht geringen Zierde gereichen.



Chaluppe am Radhošt.

Auch in dem Berglande längs der böhmisch-mährischen Grenze überwiegen in mancher Gegend noch die Holzbauten, wiewohl sie gegenwärtig auch hier von den gemauerten Häusern allmählig verdrängt werden. Von der walachischen Holzhütte unterscheiden sie sich dadurch, daß sie zumeist — mit Ausnahme der Giebel — mit Kalk übertüncht sind und keine gedeckten Gänge, Gallerien und dergleichen haben. Nur im Bezirk Neustadt findet man öfters Einzelhöfe nach Art der walachischen Paseken, wo Haus und Hof inmitten der dazu gehörigen Grundstücke liegt. Sonst sind aber auch hier die Häuser in Dörfern gruppiert, wengleich sie in der Regel keine einheitlichen Gassenlinien bilden. Die Häuser sind zumeist der Dorfstraße mit dem Giebel zugekehrt, der dem walachischen ganz ähnlich construirt und

stets mit geschnitzten und gemalten Ornamenten ausgestattet ist. Die Mehrtheit der heutigen Holzhäuser dieser Gegend entstammt — gerade so wie in der mährischen Walachei — dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie dies die Inschriften auf den Giebeln bezeugen, die nebstdem in der Regel fromme, hin und wieder aber auch humoristische Sprüche enthalten. Die Scheunen sind hier ebenfalls durchgehends aus Holz gebaut und das sehr hohe und steile Dach derselben ist mit Schindeln gedeckt.

Einen eigenen Platz unter den mährischen Haustypen nehmen die Hütten der Waldbewohner im slowakischen Hochlande ein; ihre Wirthschaften heißen kopanice — ein Synonymum von paseka = Walddröngung; die Bewohner selbst heißen kopaničáři. Gegenüber diesen Waldhütten, die allerdings nur vier, hart an der ungarischen Grenze gelegene Dörfer (Bápenice, Žitkova, Byškovec und Lopenik) ausmachen und eigentlich nur die letzten Ausläufer solcher zerstreuten Walddörfer der ungarischen Slovakei bilden, sind selbst die walachischen Chaluppen noch Paläste. Ein Stück Mittelalters hat sich in diesen Kopaničarenhütten bis auf unsere Tage erhalten. Sie stellen zumeist einen ganz rohen Blockbau dar; bei Häusern „reicherer“ Bauern bestehen die Mauern aus gestampftem Lehm, die Dächer sind durchwegs mit Stroh gedeckt. Nur die größeren Häuser besitzen einen Flur (pitvor), aus dem man in die Stube gelangt, wohingegen eine besondere Küche zu den Ausnahmen gehört; in solchen Häusern ist dem Vieh eine abgesonderte Stallung unter eigenem Dach angewiesen. Es gibt aber nicht wenige Kopaničarenhütten, bei denen man in die Stube nur durch den Viehstall gelangt, der von der Stube bloß durch eine Bretterwand getrennt ist.

Die Einrichtung der Stube ist so ziemlich dieselbe wie im walachischen Hause, namentlich wird der Ofen von der Stube aus geheizt und hat dieselbe Form wie dort; ein trichterförmiges Loch (čelusec) fängt den Rauch vom Herd (ohniščo) auf und führt ihn in den Dachraum, von wo er schon selbst zusehen mag, wie er ins Freie kommt. Mit den Bettstellen sind die Kopaničaren sehr bald fertig: zwei Pflöcke werden in den aus Lehm bestehenden Fußboden eingerammt, auf dieselben, sowie auf die Bank, welche um die ganze Stube herum läuft, werden ein Paar Bretter gelegt, und das Bettgestell ist fertig. In einer Ecke steht wieder der Tisch, dessen Stelle übrigens in den ärmlichsten Behausungen das mit einem flachen Steine bedeckte Sauerkrautfaß vertritt. Das einzige „Luxus“-Möbelstück ist hier ein Wandschrein (police) für Teller. Ganz eigenthümlich gebaut ist die Scheuer; sie hat nämlich zumeist gar keine Einfahrt, ja nicht einmal eine Eingangsthür; die Garben werden durch ein Fenster hineingereicht, durch welches auch die Menschen hinein- und herauskriechen.

Schon diese flüchtigen Andeutungen dürften den grellen Unterschied zwischen der Wohnweise auf der Marchebene und den Behausungen des karpathischen Hochlandes kennzeichnen.

Sagen und Märchen. Sehr ungleich ist der Sagen- und Märchenschatz unter die einzelnen slavischen Stämme Mährens vertheilt, was seinen Grund wohl in der Ungleichheit ihrer Culturfortschritte hat. Vor Zeiten mag dies allerdings anders gewesen sein, heute aber sind die verhältnißmäßig wohlhabenderen und den Culturcentren des Landes näher lebenden Stämme, namentlich die Hannaken, im Vergleich zu der von der Natur in materieller Beziehung stiefmütterlich bedachten Bevölkerung des mährischen Ostens an Volksdichtung geradezu arm zu nennen.



Der Hofsteinberg bei Vyšitý.

Die bedeutendste dichterische Anlage unter den mährischen Volksstämmen besitzen — wenn man vom Volksliede absieht — unzweifelhaft die Walachen. Einen ganzen Sagenkreis haben sie um das ehrwürdige Haupt des mächtigen Radhošť, des höchsten Gipfels der Beskiden, gesponnen, dessen Name darauf hindeutet, daß er schon in der slavischen Urzeit als Cultusstätte heilig gehalten wurde. Der Sage nach ist der ganze Radhošť von einem unergründeten Labyrinth unterirdischer Gänge durchzogen, die einerseits im goldenen Prag, anderseits in der ruhmvollen Metropole Utmährens, Belehrad, ans Tageslicht münden sollen. In diesen Hallen des Radhošť schläft — analog

der böhmischen Sage vom Berge Blaník -- die sagenhafte Ritterschaar des Goj-Magoj ihren jahrhundertlangen Schlaf; erst in der äußersten Gefahr des Vaterlandes wird sie erwachen und zu seiner Rettung aufbrechen. Dann und wann verirrt sich ein ahnungsloses Menschenkind, einer entlaufenen Kuh folgend, zu dem schlafenden Heere; das Felsenthor schließt sich dann hinter ihm, es verrichtet daselbst ein Jahr lang häusliche Arbeiten, um sodann, mit etwas Mist entlohnt, der sich allerdings an der Erdoberfläche in pures Gold verwandelt, nach Hause zurückzukehren, wo es jedoch eine ganz andere, ihm unbekanntere Generation antrifft; denn seit seinem Verschwinden ist -- von ihm unbemerkt -- ein ganzes Jahrhundert dahingegangen.

Unermessliche Schätze birgt der Radhošť in seinem Innern, die von bösen Geistern in der Gestalt eines Hahnes und eines Ochsen gehütet werden. Viele haben sich von da schon Reichthümer geholt, wiewohl auch mancher froh war, nach ausgestandener Todesangst das nackte Leben aus der Unterwelt gerettet zu haben; denn nicht ein jeder Eindringling wird von den unterirdischen Mächten so begünstigt wie der verwaiste Knabe, den sein von der Noth geplagter Pflegevater, um seine eigenen vier Kinder leichter ernähren zu können, in die Höhle führte und ihn dort seinem Schicksal überließ. Nach langen bangen Stunden findet der Knabe endlich einen Ausgang und sieht sich in einer ihm fremden Gegend in der Nähe einer Burg; hier wird er mit zwei schweren Goldbarren spielend, die er, ohne ihren Werth zu kennen, aus dem Radhošť mitgebracht hat, von den Burgleuten angetroffen, vom Burgherrn aufgenommen, erzogen, ja sogar an Kindesstatt angenommen und zum Erben eingesetzt. Seiner eigenen ehemaligen traurigen Lage eingedenk, öffnet nun das Waisenkind sein Schloß allen Bedürftigen, und siehe da, eines Tages kommt auch sein einstmaliger alter, von Elend, Krankheit und Gram tiefgebeugter Pflegevater, dem inzwischen alle seine Kinder mit Tod abgegangen waren, um Almosen bittend, zum Burgthor herein, erkennt aber sein Pflegekind erst dann, als der junge Schloßherr ihn das Brot mit demselben Taschenmesser schneiden läßt, das ihm sein Pflegevater seinerzeit mit einem Stück Brot in den Radhošť mitgegeben hatte.

Auch der aus historischen Zeiten durch die Niederlage der Tataren bekannte und seit vielen Jahrhunderten als eine der besuchtesten Wallfahrtsstätten Mährens bei dem gesammten mährischen Volke im höchsten Ansehen stehende Hostein-Berg (Svatý Hostýn) ist der Sage nach mit Schätzen angefüllt. Einem armen verwaisten Hirtenknaben, Vneslav mit Namen, wurde das Glück zutheil, von den den Schatz hütenden Bergmännchen in die unterirdischen Räume des Berges geführt zu werden und die über diese Unterwelt regierende Königin von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Tagtäglich durfte er sich daselbst eine goldene Ruthe abbrechen, die er dann verkaufte; er wäre gewiß ein reicher Mann geworden, hätte er nicht, entgegen dem gegebenen Versprechen, sein Geheimniß einem

Anderen verrathen. Die Sagen von verborgenen Schätzen wiederholen sich übrigens in den mannigfachsten Varianten bei unzähligen Orten, namentlich aber bei prähistorischen Burgwällen. Unverhofft öffnet sich irgend einem glücklichen Menschenkinde die goldspendende Unterwelt, leider wird in der Regel die schöne Gelegenheit versäumt — und kehrt nicht mehr wieder.

Nur die Schwarzkünstler (černokněžníci) kennen sich in diesen unterirdischen Labyrinth, namentlich im Radhošť, aus, den sie von Zeit zu Zeit in Begleitung eines armen, biederen Walachen aussuchen, welchem sie gestatten, auch für sich etwas von den Schätzen mitzunehmen. Eine merkwürdige Übereinstimmung besteht zwischen diesen mährisch-walachischen černokněžníci, die keineswegs mit gewöhnlichen Zauberern zu identificiren sind, und dem kroatisch-magyarischen grabanciáš djak, sowie auch dem rumänischen solomonar. Auch der mährische černokněžník erscheint wie ein Priester gekleidet und seine Hauptkunst besteht ebenfalls in der Bezwingung des Gewitter erzeugenden Drachen, den er aus dem Karlovißer See (bei Rožnau) heraufbeschwört, um auf demselben fortzuziegen. So erscheint er dem Volke als ein Wohlthäter, der die Gegend von Landplagen befreit. Überhaupt wird dieser echte černokněžník als ein gutmüthiges Individuum geschildert, das dem armen Gebirgsbewohner ungeahnt zu Reichthümern verhilft, dafür nichts als Milch von einer schwarzen Kuh und Eier von einer schwarzen Henne beansprucht, in seiner unterirdischen Wohnung eine Unmasse von Zauberbüchern verwahrt und überhaupt ein geheimnißvolles Dasein führt. Selbst darin, wie die černokněžníci entstehen, stimmt die mährische Überlieferung mit der kroatischen überein. Von dreizehn Candidaten des Priesterstandes geräth nämlich immer einer auf Abwege, besucht die hohe Schule des Teufels und es wird aus ihm ein černokněžník. Und sowie der grabanciáš in Bologna studirt, so gravitirt wieder die Sippe der mährischen černokněžníci nach Prag, wo sie in einem gemeinschaftlichen Hause wohnen sollen und wohin sie mit so manchem biederen walachischen und slovakischen Hirten auf ihrem Zaubermantel abenteuerliche Luftfahrten unternommen haben. Es liegt nahe, daß auch die mährischen černokněžníci fahrende Studenten gewesen sind, die einst die Prager Universität bezogen und durch ihre alchymistischen Kunststücke beim Volke in den Ruf von Schwarzkünstlern kamen. Nach einer anderen Erklärung würden sich aber unter diesen geheimnißvollen Wesen die verdrängten Priester des altflavischen Ritus verbergen. Im Laufe der Zeiten hat die Volkspheantasie den unverfälschten Typus des černokněžník allerdings auch mit Eigenschaften ausgestattet, die ihn den uralten Zauberern und Hexenmeistern viel näher bringen. Hauptsächlich wird ihm die Kunst zugeschrieben, sich in verschiedene Thiere und auch leblose Sachen zu verwandeln; ein solcher Schwarzkünstler ist dann allerdings nicht mehr so harmlos wie der echte černokněžník. So ein bössartiger Zauberer war auch jener, der unter dem malerischen

Felsenkegel Kotouč im Ruhländchen begraben liegt und der den Geliebten der schönen Čekanka aus Rache dafür ermordete, daß sie seine Hand zurückgewiesen hatte. Sein Ziel erreichte er trotzdem nicht, denn das Mädchen nahm sich selbst das Leben und der Zauberer fand an ihrer Statt nur ein blaues Blümchen, das nun den Namen jenes Mädchens (čekanka = Eichorienblume) führt; rasend vor Wuth stürzte er sich in einen Abgrund und die Höllengeister thürmten über seinem Körper den Felsenkolosß Kotouč auf, in dessen Höhle „Teufelsloch“ gewisse kleine, schwarze Männchen so lange ihren Spuk trieben, bis dieselbe von den Jesuiten im XVII. Jahrhundert in eine heilige Grabkapelle umgewandelt wurde.

Der Radhošť ist auch der Hauptversammlungsort der mährisch-walachischen Hexen. Zu mitternächtlicher Zeit fliegen dieselben rittlings auf einem, durch Beschnierung der Hände und Füße mit einer Zauber salbe in ein Pferd verwandelten Menschen zu der bewölkten Höhe hinauf; andere nehmen dabei allerdings mit dem üblichen Besen vorlieb. Es gibt aber auch Hexen, die durch unterirdische Gänge, durch einen kupfernen, silbernen und goldenen Wald direct auf die grüne Wiese — in die Hölle — fahren, wo sie im rasenden Tanze mit den bösen Geistern allnächtlich nicht weniger als zwölf Paar Schuhe zugrunderichten.

Noch heute gibt es in der mährischen Walachei und Slovaeki Weiber, die bei ihren Landsleuten im Geruche der Hexerei stehen; sie heißen bohyně und haben sich heutzutage meist auf das Curiren von Krankheiten durch Kräuter und Gebetsformeln verlegt. Ebenso verstehen sich die Walachen heute noch auf die Beschwörung des Gewitters und kennen sich in der Ableitung des Hagelschlags von ihren Feldern aus. Sie können auch durch Zauberformeln den Dieb festbannen, und wenn auch die Geisterbeschwörung zum Zweck der Bringung von Schätzen bei ihnen eine bereits verlernte Kunst ist, so blüht in jener Gegend doch noch immer die Schatzgräberei mit den üblichen Gebeten, Zaubersprüchen und magischen Mitteln und zahlreiche Schatzgräbersagen werden unter namentlicher Anführung der Personen und des Ortes der Handlung erzählt.

Sehr ausgebreitet ist hier auch die Teufels sage. Eine Unzahl von „Teufelsfelsen“ (čertovy kameny) bedeckt die spitzen Gipfel der mährischen Karpathen. Sie alle wurden von Teufeln durch die Lüfte gebracht, um daraus eine großartige Brücke bei Videačko (südlich von Vsetin) von einer Thallehne zur anderen in einer Nacht zu bauen; denn durch die Erfüllung dieser Bedingung sollte der Böse in den Besitz einer Bauernbirne gelangen, deren Herz er in der Gestalt eines schmucken Jägers erobert hatte. Um durch das die bösen Geister verscheuchende Hahnengeschrei nicht vorzeitig in seiner Arbeit gestört zu werden, karfte der Teufel alle Hähne weit und breit zusammen und ließ mit dem ganzen Aufgebote der Hölle das Baumaterialie zusammentragen. Schon wölbte sich die Brücke zum großen Theil über dem Thale und die Luft schwirrt von fliegenden, mit Felsblöcken schwer behenden Höllengestalten; in ihrer Todesangst fleht das Mädchen Gott um Hilfe an,

— da kräht ein Hahn unter dem Wassertroge eines alten Mütterchens, das, von einem Unbekannten gewarnt, ihren Hahn dem Teufel verheimlicht und versteckt hatte, — und die unfertige Brücke stürzt mit entsetzlichem Krachen zusammen; auch alle in der Luft noch herumschwärmenden Geister lassen ihre Steinlasten zur Erde fallen — und so entstand die „Teufelsmauer“ bei Lidečko, wie auch die unzähligen Teufelsfelsen in den mährischen Karpathen.

Der Teufel spielt in der Sage des mährischen Volkes überhaupt eine recht komische Rolle. Von beherzten gottesfürchtigen Männern aus dem Volke wird er oft erbärmlich geprellt. In der „Teufelsmühle“ am Radhošť trieb er Jahrhunderte lang seinen Spuk, bis er an einem furchtlosen Invaliden seinen Meister findet, der ihm die Hälfte seines Gefäßes an dem Mühlsteine abmahlt, so daß er Reißhaus auf Rimmerwiedersehen nimmt.

Auch die Brünnener Gegend besitzt eine in weiteren Kreisen bekannte Teufelsage, die sich an eine erhaltene Alterthümlichkeit, nämlich an das sogenannte Brünnener Rad (brněnské kolo) knüpft, welches im Thorwege des Brünnener Rathhauses aufbewahrt wird. Der Sage nach wurde dieses Rad von einem Altbrünnener Wagner gefertigt, der sich dem Teufel verschrieben hatte und von dem der Böse sich nur unter der Bedingung loszusagen versprach, wenn der Wagner im Laufe eines einzigen Tages im entlegenen Walde ein Wagenrad fertigstellt, in Brünn verkauft und das dafür gelöste Geld verzehrt, was ihm nach Überwindung mannigfacher Abenteuer und Hindernisse glücklich gelingt.

Nicht immer erscheint der Teufel in Menschengestalt, denn er kann auch verschiedene Thiergestalten annehmen, namentlich die einer schwarzen Rabe. Als schwarzes struppiges Huhn erscheint der seinem Hausherrn Reichthümer zutragende Kobold, skřítek, auch šetek, rarásek und anders genannt. Als die stolzen Engel vom Himmel verbannt wurden, da fielen einige in Sträucher und Hecken, und das sind die Irrlichter (světýlka, světloňši), wogegen die ins Wasser gefallenen zu Wassermännern wurden; ihrem Namen (hastrman) nach sind sie dem deutschen Mythos entlehnt. Auch dieses schadenfrohe, böshafte Wesen nimmt die verschiedenartigsten Menschen- und Thiergestalten an. In seiner Wohnung unter dem Wasserspiegel verwahrt es die Seelen der Ertrunkenen in der Gestalt weißer Tauben, bis sie von dem Mädchen, das dem Kinde des Wassermanns Pathendienste geleistet hat, befreit werden. Der Alp (múra oder mora) ist in der Anschauung des mährischen Volkes ein Mensch, der zu nächtlicher Zeit umgeht und die Menschen im Schlafe drückt. Ein Kind, welches mit Zähnen auf die Welt kommt, wird zur múra. Den Tod stellt sich das Volk als ein Weib vor. Will man von einem Menschen, der nach seinem Tode umgeht, Ruhe haben, so muß der Leiche der Kopf mit einem Spaten abgetrennt werden. In der Hanna werden die Kinder von dem Herumstreifen in den Abendstunden durch das Abendgespenst klekanica zurückgehalten, das nach dem Abendgeläute (klekáni) in der

Dämmerung umgeht. Die Walachen kennen wieder einen Waldgeist *slibka*, dem man auf sein Rufen nicht antworten darf. Eine eigenthümliche Wandlung hat die deutsche *Perhta* in der Volksanschauung der Hannaken erfahren, indem sie ihr Geschlecht gewechselt hat, denn der hannakische *šperechta* ist ein Mann, der am heiligen Abend jenen Kindern, die nicht gefastet haben, mit einem Bohrer den Leib durchbohrt. Daß in der mährischen Sagenwelt auch der Drache eine nicht geringe Rolle spielt, ist selbstverständlich. Erwähnt sei nur der im Brünnner Rathhaus noch heute verwahrte „Drache“, der allerdings nichts weiter ist als ein Krokodil, von dem jedoch die Sage erzählt, daß ihn der zum Tode verurtheilte Räuberhauptmann *Obeštk* getödtet hat und für die Befreiung der Gegend von dieser Landplage nicht nur amnestirt, sondern auch mit Ehren und Gütern belohnt wurde. Von ihm leitete die bereits ausgestorbene Ritterfamilie der *Obeštk* von *Lipultovič* ihre Abkunft ab.

Unter den noch erhaltenen historischen Sagen des mährischen Volkes dürfte die zugleich einzige hannakische, in *Chropin* (zwischen *Olmütz* und *Kremsier*) localisirte Sage vom König *Ječminek* die älteste sein. In ihrer jedenfalls neueren Ausschmückung erinnert sie allerdings an die *Genovefa*-Sage. Ein im *Chropiner* Schlosse residirender Edelmann wird vom Volke wegen seiner Weisheit und sonstigen Tugenden zum König erwählt; mit der Zeit erfolgt jedoch in seinem Innern ein vollständiger Umschlag, er wird zu einem lasterhaften *Wütherich*, der seine tugendhafte Frau verstößt. Um seiner grimmigen Wuth zu entgehen, verbirgt sich die Königin auf den Feldern im Getreide und wird in einem Gerstenfelde von einem Knaben entbunden, dem infolge dessen vom Landvolke der Name *Ječminek*, d. i. Gerstenkörnchen, beigelegt wird. Zu spät wird der König von Neue erfaßt, vergeblich sucht er dann seine verstößene Frau und sein Kind, — es verschwand wie ein Gerstenkorn (*ztratil se jak ječminek*) und wird heute noch zur Weihnachtszeit in der Umgegend von *Chropin* vom Landvolke gesucht. Man bringt diese Sage gewöhnlich mit dem sagenhaften Verschwinden des großmährischen Königs *Svatopluk* in Verbindung, obgleich es auch nicht an Versuchen fehlt, den *Ječminek* als ein mythisches Wesen aus vorchristlicher Zeit zu deuten. Ist das erstere richtig, dann gehört sie demselben Zeitalter an wie die zahlreichen Legenden von den Aposteln des mährischen Volkes, *Cyrill* und *Method*. Es gibt sehr viele Ortschaften in Mähren, die mit Ehrfurcht und Stolz zugleich eine Stelle in ihrem Gemeindegebiete bezeichnen, an der die heiligen Männer das Evangelium gepredigt haben sollen; ja an manchen Stätten sieht das Volk heute noch die wunderbarer Weise für immerwährende Zeiten hinterlassenen Spuren ihrer ehemaligen Anwesenheit. Es ist selbstverständlich, daß die meisten dieser Legenden in dem Bischofsitze *Method*s, in *Belehrad* und seiner Umgebung, spielen. In ganz Mähren bekannt ist ferner die mit der Landesgeschichte eng verwebte Sage von der Errettung des mährischen Volkes aus der *Tatarennoth* durch die gnadenreiche Gottesmutter auf dem *Hofsteinberge*, wo heute noch ein

mächtiger, den Gipfel des Berges bekrönender Erdwall, sowie die wunderthätige Quelle an jene Begebenheit erinnern. Die Tatarensage wiederholt sich übrigens auch bei dem bereits erwähnten Berge Kotouč, in dessen Umgebung zur Erinnerung an die Gräuel



Zur Sage vom Tunkl.

jenes feindlichen Einfalls am Kirchweihfeste Menschenohren und =Nasen aus Lebzelt gebacken werden.

In dem an Ritterburgen und deren Ruinen reichen Westen Mährens hat die Burgsage fruchtbaren Boden gefunden. Im Schlosse zu Teltſch geht die „weiße Frau“ um,

— dieselbe, die in allen ehemals Rosenbergschen Burgen Böhmens (Krumau, Neuhaus, Wittingau) erscheint, — um den bevorstehenden Tod eines Familienmitgliedes anzuzeigen. Auch die Perle der mährischen Burgen — Pernstein — besitzt in der „Jungfrau von Pernstein“ einen ähnlichen Hausgeist. Den Gegenstand verschiedener Burgsagen bildet der Ursprung mancher Ritterburgen, wobei das Wappen der Begründer der Familie oder Wortspiele mit den Burgnamen willkommenen Anhalt boten. So wird der Kopf eines Auerochsen mit dem durch die Nasenlöcher gezogenen Ring im Wappen der Pernsteine durch die Sage vom riesenstarken Köhler Běňava erklärt, der einem Auerochsen einen Baumast durch die Nasenlöcher gesteckt, denselben so an den herzoglichen Hof nach Brünn geführt haben soll und für dieses Bravourstück nichts weiter als ein solches Stück Landes sich erbat, als er mit der Ochsenhaut umspannen würde, — worauf er das bekannte Kunststück der Gründerin Karthago's copirte. Bei den Burgsagen sei auch die im nördlichsten Winkel der Hanna einheimische Sage von dem letzten Besitzer der Burg Brničko (Brünnles bei Hohenstadt) aus dem Geschlecht der Herren von Tunkl erwähnt, der dem Landvolke bis heute in unliebsamer Erinnerung geblieben ist, weil er seine Unterthanen zu äußerst beschwerlichen Roboten bei den Dammbauten der Teiche angehalten haben soll, die ehemals in der Hohenstädter Gegend in ausgedehntem Maße bestanden haben. Zur Sühne für seine angebliche Härtherzigkeit läßt ihn das Volk in der Geisterstunde einen feurigen Pflug durch die Wasserfläche der Teiche ziehen, wobei ein Paar Teufel unter dem steten Zurufen „Bite toho Tunkla, až by voda žblunkla!“ (Schlaget den Tunkl, bis das Wasser aufspritzt!) auf ihn einhauen. Als seine verwitwete Gattin dieses schaurige Gespinn erblickte und ihren Gemal frug, wie ihm geholfen werden könnte, antwortete er, seine Seele werde nicht früher zur Ruhe kommen, als bis ein jeder Stein in den von ihm aufgeführten Dämmen wieder auf seine frühere Stelle zurückversetzt wird.

So wie diese wurzelt noch manche andere Sage in den Zeiten der schweren Leibeigenschaft. Auch haben in jener Zeit ältere Sagen eine zeitgemäße Wandlung erfahren, so namentlich die bereits erwähnte Sečmíněfsage. Nach einer, besonders in der Wischauer Gegend noch fortlebenden Version derselben soll sich die Mutter des Sečmíněf die Anguade ihres Gemals durch ihr Eintreten für das mit Roboten geplagte Landvolk zugezogen haben; Sečmíněf selbst verkehrt auf geheimnißvolle Weise mit dem Volke und kann sich vermöge seines Zaubermantels unsichtbar machen. Von den Grundobrigkeiten wurde er als Auführer des unterthänigen Volkes betrachtet und zweimal im Jahre wurde zu nächtllicher Zeit eine commissionelle Hausdurchsuchung in der ganzen Gegend vorgenommen, um den Sečmíněf zu fangen, was allerdings nie gelang. Späterhin identificirte das mährische Landvolk diese geheimnißvolle Persönlichkeit mit seinem erhabenen Befreier von der Leibeigenschaft und Schützer des Bauernstandes, Kaiser Josef II., der namentlich in den

mittleren Landstrichen Mährens, mit mythischem Nebel umwoben, in dankbarem Andenken des Volkes lebt.

Unter den, den Namen einer Örtlichkeit erklärenden Sagen dürfte jene von dem großartig schauerlichen Abgrunde Mazocha bei Blansko die bekannteste sein. Sie erzählt von einer Stiefmutter (böhmisch macocha), die ihr Stiefkind in den Abgrund hinterlistigerweise hinabstieß; die Gräueltthat wurde jedoch infolge der wunderbaren Errettung des Kindes ruchbar und vom erzürnten Volke an der Verbrecherin mit demselben Tode gefühnt.

Viel mehr als bei den local begrenzten Sagen documentirt sich die Stammeseinheit des czechoslavischen Volkes in Böhmen, Mähren und der ungarischen Slovakei in den Märchen, von denen die meisten dem ganzen Volksstamme gemeinsam sind und somit weit über die Landesgrenze übergreifen. Mitunter findet man jedoch in den Märchen der östlichen Bevölkerung des Landes Anklänge an specifisch ungarisch-slovakische Motive von mehr dramatischer Färbung. Die Märchen des westlichen Theiles von Mähren hingegen ähneln mehr den böhmischen Märchen, welche sich vorwiegend in Witz, Humor und Satire gefallen, so daß sich das Land Mähren wie in so mancher ethnographischer Beziehung auch hinsichtlich seines Märchenschazes als ein Bindeglied zwischen den Cechen im Königreiche und den Slovaken Ungarns darstellt. Hierbei ist es fraglich, ob man von specifisch hannakischen Märchen als solchen sprechen kann, ganz abgesehen davon, daß der ehemalige Märchenschatz der Hanna heute beinahe schon vollständig versiegt ist; denn was darunter als specifisch hannakisch gelten kann, das sind zumeist bloße anekdotenartige Erzählungen, die durch den derben, packenden Humor, der dem Hannaken überhaupt eigen ist, charakterisirt werden. Daß dem mährischen Volke auch eine Anzahl von Märchen bekannt ist, die als international gelten können, wird namentlich bei dem seit Jahrhunderten bestehenden engen Verkehre mit den deutschen Nachbarn nicht überraschen. „Gevatter Tod“, das „Tischlein deck' dich“, das „Aschenbrödel“ u. s. w. sind auch in ganz Mähren gute Bekannte, wemgleich sie hier manchmal eine etwas abweichende Gestalt annehmen. Ebensovienig fehlen hier Anklänge an die orientalische Volksdichtung. So kann man das aus „Tausend und eine Nacht“ wohlbekannte Märchen von der Wunderlampe auch in Mähren mit ganz derselben Handlung hören, wobei die mährischen Walachen, die bis vor kurzem keine Lampen kannten, die Lampe durch ein mit derselben Zauberkraft versehenes Thürschloß ersetzen.

Am zahlreichsten sind — wie in der ganzen czechoslavischen Märchendichtung überhaupt — auch in der mährischen die Sonnenmythen vertreten, welche die Bezwingung des Winters und die Auferweckung der Natur aus ihrem Winterschlaf in den verschiedenartigsten Allegorien zum Gegenstand haben. Der Heldenjüngling, der die schöne Jungfrau dem Lindwurm entreißt und diesen tödtet, oder die drei goldenen Federn des am

Glasberge wohnenden Riesenvogels patoš (mährische Walachei) oder das Lebenswasser bringt und dabei von Sonne zu Mond und Wind wandert, der „dumme“ Hans (hloupy Honza, auch Janek oder Jura), der auf einmal die Welt durch seine Schlaueit überrascht und schließlich mit der Königstochter ein Königreich erwirbt — der ganze Heerbann von bösen Zauberern und Hexen, versteinerten oder in verschiedene Thiere verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, die Riesen, Geister und fabelhaften Thiere — das Alles kehrt in den Märchen des slavischen Volkes in Mähren wieder. Auch hier sprechen die Thiere mit menschlichen Lauten, auch hier tragen die Bäume wunderliches Obst; ist dieses nicht gar von Gold und Edelsteinen, so besitzt es wieder die drollige Eigenschaft, daß dem, der davon isst, eine unendlich lange Nase besichert wird. Auch alle jene schönen und nützlichen Sachen, die in der Märchenwelt der Nachbarn dem Helden zum Ziele verhelfen: der unsichtbar machende Hut oder Mantel, der Zaubersattel, der Zauberring, dem die Geister gehorchen, der unerschöpfliche Geldbeutel und eine Menge anderer — sind der mährischen Märchen-dichtung wohlbekannt.

Zieht man einen Vergleich zwischen den Märchen der einzelnen Volksstämme Mährens in Bezug auf ihren dichterischen Werth, dann gebührt zweifellos denjenigen der mährischen Walachen der Vorzug vor allen übrigen. Was an ihnen besonders anziehend ist, das ist die Urwüchsigkeit und höchst naive Weltanschauung. Der dem slavischen Volke überhaupt eigenthümliche Zug der mehr passiven, geduldigen Ausdauer findet namentlich hier klaren Ausdruck. Das Verdienst des Märchenhelden um den Sieg über die unholden Wesen besteht in der Regel weniger im activen Eingreifen in die Handlung, in positiven Heldenthaten, als in dem oft übermenschlichen Ertragen von Qualen und Martern oder wenigstens in der durch die verlockendsten Versuchungen erschwerten Entsaugung, zugleich aber in dem pünktlichsten Befolgen des erhaltenen Rathes oder Auftrages. Bei den Heldinnen der mährischen Märchenwelt besteht wieder der Heldennuth in der hingebendsten Aufopferung für das dem Zauberbann zu entreißende Wesen. In dieser Hinsicht leistet wohl das Höchste jene Königin-Mutter, die sich von ihrem standhaften Schweigen darüber, was sie in dem letzten, ihr verbotenen Gemache des verwunschenen Schlosses gesehen hatte, nicht einmal dadurch abbringen läßt, daß alle ihre Kinder sofort nach der Geburt ermordet werden; dieses Schweigen war aber Bedingung für die angestrebte Entzauberung. Heldenthaten werden im Kampfe mit Ungeheuern und Riesen mit Hilfe von wunderthätigen Gegenständen, die dem Helden von dem ihn beschützenden Wesen verliehen wurden, ausgeführt, wobei nur die Zauberformel herzusagen ist. Dem weichen slavischen Gemüthe entsprechend, muß den Helden, der das schöne Ziel erreichen will, Bescheidenheit und Herzengüte schmücken. Überhaupt ist das ethische und religiöse Moment in den Märchen des mährischen Volkes hoch entwickelt. Namentlich aber ist Hartherzigkeit den Armen

gegenüber in den Augen dieses Volkes eine so große Sünde, daß selbst der Teufel, der einem Armen das Almosen stiehlt, sogar für die Hölle zu schlecht ist, in derselben nicht geduldet wird und zur Strafe dafür drei Jahre auf der Erde dienen muß. Nur in dem Kampfe mit dem Bösen ist es dem Märchenhelden gestattet, von jeder Waffe und Kampfweise Gebrauch zu machen, mag sie auch nicht gerade mit den Gesetzen der Ritterlichkeit vereinbar sein. Diese mehr humoristische Rolle wird gewöhnlich dem Schuster zugetheilt, der den Teufel immer auf recht drollige Art zu hintergehen versteht.

Die eigentlichen Märchenhelden sind zumeist den unteren Volkschichten entnommen: redliche Handwerker, schlichte Bauern, Hirten und derbe Soldaten sind jene Auserwählten, denen es vorbehalten ist, die Aufgabe zu lösen und dadurch zu den höchsten Würden der Märchenwelt zu gelangen. Trotz seiner Anspruchslosigkeit denkt das Volk von sich nicht geringschätzig. Selbst ein Prinz erachtet es im Märchen keineswegs unter seiner Würde, in walachischer Volkstracht als Hirt verkleidet um die Gunst einer Prinzessin zu werben.

Musik.

In der Cultur des von der Natur gesegneten Landes Mähren nimmt das Musikleben eine hervorragende Stellung ein. Es ist jedoch nicht etwa eine Schöpfung der neueren Zeit, sondern hat ihre Wurzeln in einer viel früheren, welche spätestens mit der Christianisirung des Landes beginnt. Mit der Einführung des abendländischen Christenthums wurden die lateinische Kirchenmusik, römische Lieder und Melodien nach den böhmischen Ländern verpflanzt, während sich mit der Zeit Alles verlor, was sich von dem durch die Slavenapostel Cyrill und Method in Mähren eingeführten slavischen Cultus erhalten hatte. Da sich indeß die Kirchenmusik und besonders der Gregorianische Kirchengesang uniform und ausschließlich von Rom aus über die ganze abendländische Christenwelt verbreitete, kann von Eigenthümlichkeiten Mährens in den ältesten Zeiten nur etwa insoweit die Rede sein, als der Olmüzer Domdechant Balduin (1190 bis 1201), ein geborner Römer, zuerst den Kirchengesang für Tag- und Nachtzeiten regelte und dazu auf eigene Kosten die nöthigen Choralbücher in Menge beschaffte, auch selbst mehrere Stücke dieser Art componirte, während Hieronymus de Moravia (um 1260 Dominicaner im Kloster der Rue St. Jacques zu Paris) als Tonkünstler und Musiklehrer glänzte. Hieronymus ist einer der ältesten Mensuralchriftsteller und seine Bedeutung mag daraus erhellen, daß sein Traktat *De musica* in neuester Zeit wieder abgedruckt wurde. Weiter verdient auch der Olmüzer Bischof Johann von Neumarkt (1364 bis 1380) Erwähnung, der sich in seinen Briefen (*cancellaria*) als ein großer Verehrer und Förderer des Kirchengesanges und auch der profanen Musik kundgibt. Unter seinen Familiaren (*familiares*